

Walter Kardinal Kasper

Perspektiven einer sich wandelnden Ökumene

Das ökumenische Engagement der katholischen Kirche

Am 28. April 2002 wurde in der Kirche St. Michael in München das neue „Forum der Jesuiten“ mit einer Veranstaltung zum Thema „Perspektiven der Ökumene im 21. Jahrhundert“ eröffnet. Wir veröffentlichen die beiden Referate, die Kardinal Walter Kasper und Prof. Dr. Eberhard Jüngel gehalten haben. Eine Zusammenfassung des anschließenden Gesprächs zwischen Kardinal Kasper und Professor Jüngel kann bei der Redaktion angefordert werden. Die nächste Veranstaltung des Forums der Jesuiten in Verbindung mit den *STIMMEN DER ZEIT* findet am 8. Oktober 2002 um 19.30 Uhr in der Aula der Hochschule für Philosophie in München, Kaulbachstr. 33 statt. Prof. Dr. Hans Küng und P. Dr. Wolfgang Seibel SJ werden ein Gespräch führen zum Thema „40 Jahre danach. Hat das Zweite Vatikanum noch Geltung?“

Die Redaktion

Die ökumenische Situation ist im Wandel begriffen. Öfters ist sogar von einer Stagnation oder einer Krise der Ökumene die Rede. Manche sehen in der Ökumene einen Ausverkauf katholischer, protestantischer oder orthodoxer Identität. Es wird vom Ende der bisherigen Konsensökumene gesprochen und eine neue Kontroverstheologie gefordert. In manchen Kreisen der orthodoxen Kirchen ist Ökumene gar zu einem negativ besetzten Begriff geworden; sie gilt dort manchmal als Häresie aller Häresien. Andere sind enttäuscht; sie haben den Eindruck, es geht nicht wirklich weiter, und sie geben dafür den kirchlichen Institutionen die Schuld, welche im Unterschied zur Basis zu zögerlich agierten.

Im folgenden gehe ich ausschließlich auf das katholisch-evangelische ökumenische Gespräch ein; dabei beschränke ich mich im wesentlichen auf den gegenwärtigen deutschen Gesprächsstand. Auf die sich ebenfalls wandelnde katholisch-orthodoxe Diskussion kann in diesem Zusammenhang nicht eigens eingegangen werden. Meine Hauptthese lautet: *Die Ökumene wandelt sich, aber sie ist nicht am Ende. Sie ist reifer, erwachsener und auch nüchterner geworden.* Aus Zeitgründen trage ich dazu ohne Anspruch auf Vollständigkeit im folgenden sieben Thesen vor.

Katholische Grundentscheidung für die Ökumene

Die *erste These*, die zugleich die wichtigste ist, lautet: Die katholische Kirche hat sich auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das heißt mit der höchsten in der katholischen Kirche möglichen Autorität, für die ökumenische Bewegung entschieden. Der gegenwärtige Papst hat diese Entscheidung mehrfach, und zwar von den

ersten Tagen seines Pontifikats an bis in die letzten Monate, als unwiderruflich und unumkehrbar bezeichnet. In allem Wandel steht also die katholische Grundentscheidung für die Ökumene unverrückbar fest.

Dabei handelt es sich für die katholische Kirche nicht um eine tagespolitische Entscheidung, welche auf irgendeinem menschlichen Kalkül oder einer kirchenpolitischen Strategie beruht. Die katholische Kirche sieht sich in dieser Entscheidung dem klaren und eindeutigen Willen Jesu, seinem Testament verpflichtet, daß alle eins seien (Joh 17, 21). Sie sieht in der ökumenischen Bewegung nicht den liberalen, relativistischen Zeitgeist, sondern ein Werk und eine Frucht des Heiligen Geistes und zugleich eine Antwort auf die „Zeichen der Zeit“. In einer Zeit großer Konflikte, will die Kirche Zeichen und Werkzeug der Einheit, der Versöhnung sein. Das Ziel der Ökumene ist die sichtbare Einheit, die volle Kirchengemeinschaft, die keine uniformistische Einheitskirche ist, sondern Raum gibt für die legitime Vielfalt der Geistesgaben, Traditionen, Spiritualitäten und Kulturen.

Zweitens: Was haben wir in den gut 35 Jahren seit dem amtlichen Eintritt der katholischen Kirche in die ökumenische Bewegung erreicht? Sicher noch nicht das Ziel; es liegt – wenn wir realistisch sind – nach menschlichem Ermessen ein noch langer und schwieriger Weg vor uns. Aber es ist nicht wenig, was wir erreicht haben.

Die eigentliche Frucht sind nicht die ökumenischen Dokumente und Erklärungen, so sehr sie ihre Bedeutung haben. Die eigentliche Frucht ist die wiederentdeckte Brüderlichkeit aller Christen. Sie verstehen sich heute bei allen noch bestehenden Unterschieden nicht mehr als Gegner, Konkurrenten oder unbeteiligte Nachbarn. Sie wissen, daß sie viel mehr gemeinsam haben als was sie trennt: Der Glaube an den einen Gott, den Vater aller Menschen, der sich in Jesus Christus ein für alle Mal zu unserem Heil geoffenbart hat, der unser Leben will und uns Hoffnung schenkt – so wie es die Heilige Schrift und das Credo, die wir gemeinsam haben, bezeugen. Die Grundlage der Ökumene ist also nicht ein vager Geist der Brüderlichkeit sondern das gemeinsame Glaubensfundament und die eine Taufe, durch die wir schon jetzt Glieder in dem einen Leib Christi sind.

Damit ist ein grundlegend neues Klima unter den Christen entstanden. Sie beten zusammen, und sie arbeiten zusammen. Ökumenische Gottesdienste und die „Gebetswoche für die Einheit aller Christen“ gehören zum festen Bestand kirchlichen Lebens. Dies gilt nicht etwa nur von der „Basis“ sondern ebenso von der „Spitze“ der Kirche. Neben den ökumenischen Großereignissen etwa im Heiligen Jahr oder beim Gebetstag für den Frieden in Assisi ist die alltägliche Zusammenarbeit mit anderen Kirchen und Kirchengemeinschaften auch in Rom fast selbstverständlich geworden.

Das ist darin begründet, daß wir außerhalb der katholischen Kirche reiche Früchte des Wirkens des Heiligen Geistes, Zeichen der Heiligkeit bis hin zum Martyrium sehen. Wir wollen und können davon lernen. Wir sehen außerhalb der ka-

tholischen Kirche nicht nur einzelne Christen, wir erkennen auch wesentliche Elemente unseres eigenen Kirchenseins: vor allem die Verkündigung des Wortes Gottes und die Taufe.

Durch die „Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre“, die wir am 31. Oktober 1999 in Augsburg feierlich unterzeichnet haben, ist die gemeinsame Basis zwischen der katholischen Kirche und den Lutheranern entscheidend erweitert worden. Diese Erklärung ist nicht unversehens vom Himmel gefallen oder leichtsinnig vorgenommen worden; sie war die Frucht jahrzehntelanger intensiver Arbeit in vielen nationalen (vor allem auf deutscher und US-amerikanischer Ebene) wie internationalen Dialogen. Der Papst hat diese Erklärung ausdrücklich und öffentlich begrüßt und sie bestätigt. Von katholischer Seite kann also keinerlei Zweifel daran bestehen, daß wir zu dieser Erklärung stehen. Sie stellt freilich keinen vollen, sondern einen differenzierten Konsens fest, der eine Reihe von Fragen, vor allem die Frage der Kirche, offen lässt. Der Papst hat von einem Meilenstein gesprochen und mit diesem Bild die Bedeutung der Erklärung zutreffend beschrieben: Ein wichtiges Etappenziel wurde erreicht, aber noch nicht das Endziel selbst.

Krise der Ökumene?

Drittens: Trotz dieser ermutigenden Fortschritte ist gegenwärtig viel von einer Krise der Ökumene die Rede. Warum? Es gibt verschiedene Elemente einer sich wandelnden ökumenischen Situation. Eines dieser Elemente ist, daß seit dem Konzil eine neue Generation herangewachsen ist, die nicht mehr von dem Aufbruch und der Begeisterung während und nach dem Konzil geprägt wurde. Ein weiteres Element ist, daß wir nach Überwindung vieler Mißverständnisse nun am harten Kern des Problems angelangt sind: der Frage nach Wesen und Sendung der Kirche und ihrer Ämter.

An diese Fragen wird neuerdings oft die Identitätsfrage geknüpft. Auch dies ist ein neues Element. In allen Konfessionen, auch in allen Religionen, Kulturen und Nationen ist die Frage nach der eigenen Identität neu aufgebrochen. Das kann positiv sein, denn nur Personen und Institutionen, welche eine eigene Identität haben, können einen Dialog miteinander führen. Das kann aber auch zu neuen konfessionalistischen oder nationalistischen Abgrenzungen, bis hin zu fundamentalistischen Positionen führen. Dies wiederum hat zu Differenzierungsprozessen und teilweise zu erheblichen Spannungen innerhalb der verschiedenen Kirchen und Kirchgemeinschaften über den Fortgang der Ökumene geführt. Auch diese internen Spannungen wirken sich gegenwärtig oft ökumenisch blockierend aus – sowohl im Gespräch mit den orthodoxen wie mit manchen westlichen Kirchen.

Oft wird in diesem Zusammenhang auf die Erklärung der Glaubenskongregation „Dominus Iesus“ vom August 2000 hingewiesen. Dort findet sich die Aussage, die

Kirche Jesu Christi subsistiere im vollen Sinn allein in der katholischen Kirche, während die aus der Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangenen Kirchen bzw. Kirchengemeinschaften nicht Kirchen im eigentlichen Sinn sind. Diese Aussage hat zu erheblichem Mißmut und zu Verletzungen geführt. Ich selbst habe eine beruhigende Erklärung versucht, die besagt, daß die Aussage, daß sie nicht Kirchen im eigentlichen Sinn sind, einschließt, daß sie in einem analogen Sinn Kirchen sind. Viele haben daraufhin die Augenbrauen hochgezogen und meinten, ich würde die Erklärung unterlaufen und den katholischen Wahrheitsanspruch relativieren. Kardinal Joseph Ratzinger hat inzwischen meiner Deutung zugestimmt und ihr bescheinigt, sie würde das eigentlich Gemeinte zum Ausdruck bringen.

Freilich, die abstrakte und gedrängte Sprache ist für den, der mit der theologischen Fachsprache nicht gut vertraut ist, schwierig und hart. Aber in der Substanz bewegt sich diese Erklärung, wenn man sie richtig interpretiert, auf dem Boden des Konzils. Sie nimmt keine einzige Konzilsaussage zurück. Selbst wenn sie dies wollte, hätte ein Dokument einer Kongregation gar nicht die Macht, sich über ein ökumenisches Konzil hinwegzusetzen. Die Erklärung muß deshalb im Kontext der übergeordneten Aussagen des Konzils und der Ökumene-Enzyklika des Papstes „Ut unum sint“ (1995) interpretiert werden. Sie hat keine neuen katholische Positionen aufgestellt, aber solche in Erinnerung gerufen. Doch eben mit diesem Beharren auf an sich bekannten katholischen Positionen, ist dieses Dokument zu einer ökumenischen Wasserscheide geworden.

Andere Kirchen haben ähnliche Identitätsvergewisserungen vorgenommen, die in der Sprache wie in der Sache nicht weniger „hart“ sind. Das gilt – zum großen Erstaunen, aber auch zur ernsten Besorgnis in anderen Ländern – besonders für den deutschen Sprachraum, wo es schon nach der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre, dann durch ein Dokument der Evangelischen Kirche Deutschlands zur Kirchengemeinschaft und jetzt als Reaktion auf das Dokument „Communio Sanctorum“ auf protestantischer Seite zu einer heftigen Kontroverse gekommen ist. Diese Kontroverse hat vor allem eine innerprotestantische Spalte: Protestantische Theologen machen anderen angesehenen protestantischen Theologen den Vorwurf, „katholisierend“ grundlegende reformatorische Anliegen und Einsichten zur Disposition zu stellen. Dazu möchte ich mich als katholischer Theologe nicht äußern. Doch die Auseinandersetzung richtet sich auch an die katholische Adresse. Es werden inkompatible Grunddissens behauptet, welche die Ergebnisse der bisherigen Dialoge übergehen und einen weiterführenden Dialog im Grunde von vornherein ausschließen.

Wenn man dies alles als Krise bezeichnet, dann darf man das Wort Krise nicht nur in einem negativen Sinn verstehen. Der ursprüngliche Sinn des Wortes Krise bedeutet nicht Zusammenbruch, sondern Entscheidungssituation. Eine Krisensituation ist eine Situation auf der Kippe, eine Situation, wo Bisheriges neu in Frage steht, sich aber auch neue Möglichkeiten auftun und wo deshalb grundlegende Ent-

scheidungen zu treffen sind. Diesen Punkt haben wir erreicht. Denn alle Kirchen wissen: Es gibt zur Ökumene keine Alternative. Die Frage ist nicht, ob es ökumenisch weitergeht, sondern wie es weitergehen soll.

Viertens: Ein authentischer Ökumenismus ist ein Ökumenismus in der Wahrheit und in der Liebe. In der Wahrheit! Denn die Kirche steht auf der Grundlage der ein für alle Mal geoffenbarten Wahrheit, die keine freie Verfügungsmasse ist. Wir sind nicht Herren des Glaubens. Keine Kirche will deshalb eine ökumenische Schummeli. Nur Ehrlichkeit hilft weiter. Es kann nicht heute etwas wahr sein, das gestern als Irrtum erklärt worden ist, und umgekehrt kann nicht heute etwas als Irrtum erklärt werden, was zuvor als Wahrheit festgehalten wurde. Es kann heute auch nicht etwas kurzerhand als gleichgültig erklärt werden, wofür frühere Generationen den Kopf hingehalten und das Martyrium auf sich genommen haben. Keine Kirche kann einfach das Erbe ihrer Väter und Mütter im Glauben aufgeben.

Aber die Wahrheit ist kein in Stahl und Eisen gegossenes System. Jesus Christus ist die Wahrheit in Person. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6). Die Wahrheit, die er ist, ist Weg und Leben. Sie ist ein unausschöpfbarer Reichtum, in dessen Fülle wir durch den Geist Gottes immer mehr eingeführt werden (vgl. Joh 16, 13). Wir können in einem geschichtlichen Prozeß die Kenntnis der Wahrheit vertiefen und neue Aspekte und Dimensionen der einen und selben Wahrheit erkennen. In der Ökumene geht es darum nicht um einen Weg aus der Wahrheit heraus, sondern um einen Weg tiefer in sie hinein. Ökumene will kein Verarmungsprozeß sein, wo wir uns auf dem geringsten gemeinsamen Nenner treffen; sie ist ein Lern- und Mehrungsprozeß des Glaubens, wo wir voneinander lernen.

Dies ist nur möglich, wenn wir die Wahrheit in der Liebe tun (vgl. Eph 4, 15). Wahrheit ohne Liebe ist hart und oft abstoßend; sie kann zu schrecklichen Exzessen der Unduldsamkeit und zu Verfolgungen führen, und sie hat es in der Geschichte bis in die Gegenwart hinein leider Gottes viel zu oft getan. Aber Liebe ohne Wahrheit ist leer, hohl und unehrlich. Sie ist nicht ernste Liebe, sondern unernste Schmuserei. Wahrheit und Liebe gehören darum zusammen. Nur wenn wir uns in Liebe dem anderen öffnen, sind wir in der Lage, die Wahrheit oder den Wahrheitskern in der Aussage des anderen zu erkennen. Die Liebe hat also nicht nur die Funktion, dem anderen die eigene Wahrheit „schmackhaft“ zu machen und ihm Zugänge zu erschließen; sie hat vor allem eine die Wahrheit des anderen erschließende Kraft: „Nur mit dem Herzen sieht man gut“ (Antoine de Saint-Exupéry).

Genau darum geht es im ökumenischen Dialog. Jeder Dialog, auch jeder recht verstandene ökumenische Dialog, setzt Partner voraus, die ihre Identität haben und sie auch schätzen. Zwei Wolkenfetzen und Rauchschwaden können keinen Dialog führen. Nur wer seine eigene Identität hat, kann den anderen in seiner Identität nicht nur tolerieren, sondern auch respektieren und sich mit ihm auf ein Gespräch einlassen, das beide auf einen gemeinsamen Weg bringt, auf dem ihnen neue Horizonte erschlossen werden.

Ein solcher Dialog hat mit Relativismus nicht das Geringste gemein; aber er wendet sich auch gegen konfessionellen Isolationismus und konfessionelle Selbstgenügsamkeit, die im Extrem zum Fundamentalismus führt. Ein Fundamentalist ist nicht einer, der feste Fundamente besitzt und sich dazu bekennt, sondern einer, der auf seinen Fundamenten unüberwindbare Mauern aufrichtet, über die nur noch Steine fliegen, aber keine weiterführenden Gespräche geführt werden können. Die Gefahr eines solchen verbissenen Konfessionalismus findet sich gegenwärtig leider in allen Kirchen. Der weitere Weg kann nur der Weg in der Wahrheit und in der Liebe sein.

Die Frage der Kirche

Fünftens: Mit diesen formalen Überlegungen komme ich zu den anstehenden inhaltlichen Fragen. Ich beschränke mich auf die Grundfrage, vor der wir gegenwärtig stehen und die von der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre bewußt offen gelassen wurde: die Frage der Kirche.

Zunächst gilt es den Fragepunkt genauer zu bestimmen. Denn auch bezüglich der Kirche gibt es nicht nur Unterschiede, sondern weit mehr gemeinsamen Grund, als meist gesehen wird. Für beide Traditionen ist die Kirche keine bloß menschliche Einrichtung, keine bloß soziologische Größe. Die reformatorische Tradition sieht in der Kirche ebenso wie die katholische das Volk Gottes, den Leib und die Braut Christi, den Bau im Heiligen Geist. Auch nach evangelischer Auffassung ist Jesus Christus durch den Heiligen Geist in seiner Kirche gegenwärtig. Umgekehrt kann sich katholische Theologie wichtige evangelische Bestimmungen der Kirche zu eigen machen, wie „*Creatura verbi*“ und „*Gemeinschaft der Glaubenden*“.

An dieser Stelle muß ich ein Wort sagen zu den kritischen Einlassungen, die sich in dem Votum der Tübinger Evangelisch-Theologischen Fakultät zu *Communio Sanctorum* finden. Dieses Votum ist durch eine angesehene deutsche Zeitung in die breitere Öffentlichkeit getragen worden. Es zäumt einen unüberwindlichen Grundgegensatz auf zwischen reformatorischer und katholischer Ekklesiologie. Es behauptet, die katholische Lehre würde die Kirche zunächst als soziologische Größe konstituiert sehen und erst dann, sozusagen in einem zweiten Akt, Adressatin und Trägerin, d.h. Botin des Wortes Gottes. Nach reformatorischer Einsicht dagegen sei die Kirche ganz als „*Creatura verbi*“ zu denken, d.h. als Gemeinschaft der Glaubenden, die ausschließlich durch die Selbstmtteilung des Wortes Gottes konstituiert, von ihm getragen und von ihm durchdrungen wird.

Das nenne ich einen katholischen Pappkameraden, dazu aufgestellt, damit man ihn sofort wieder abschießen kann. Denn eine Kirche, die eine rein soziologische Größe und nicht von vornherein eine sich dem Wort Gottes verdankende Gemeinschaft der Glaubenden wäre, wäre gar nicht die Kirche. Auch nach katholischem

Verständnis existiert die Kirche nur im Modus des Empfangens und des Weiterbezeugens des Wortes Gottes; „es gibt“ sie nur als „*Creatura verbi*“. Genau dies kommt im ersten Satz der Offenbarungskonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „*Dei Verbum*“ zum Ausdruck: „Gottes Wort voll Ehrfurcht hörend und voll Zuversicht verkündigend.“

Das Tübinger Votum gibt eine Interpretation der katholischen Lehre, der wohl kein katholischer Theologe zustimmen wird. Anders das Votum der Erlanger und der Münchener Evangelisch-Theologischen Fakultät, die genau an dem Punkt, wo man in Tübingen einen Grunddissens sieht, zurecht einen inzwischen erreichten ökumenischen Konsens konstatieren. Das bedeutet: Auch in der Lehre von der Kirche gibt es einen breiten katholisch-evangelischen Basiskonsens, innerhalb dessen die in der Tat noch bestehenden Unterschiede richtig bewertet und – so hoffen wir – eines Tages auch überwunden werden können.

Inzwischen liegt auch eine Stellungnahme der Kammer für Theologie der Evangelischen Kirche in Deutschland zu *Communio Sanctorum* vor. Die Argumentation ist teilweise verschieden, aber nicht weniger kritisch. Wieder handelt es sich in erster Linie um eine innerevangelische Auseinandersetzung, deren „*Sitz im Leben*“ man wohl zum Teil in der gegenwärtigen Diskussion um die Neustrukturierung der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) und in der Zukunft der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) vermuten kann. Da auf beiden Seiten namhafte evangelische Theologen beteiligt sind, geht es um die höchst interessante Auseinandersetzung darum, wer und was besser evangelisch ist und was eigentlich evangelisch ist. Die Antwort auf diese Frage hat freilich erhebliche Auswirkungen auch auf das evangelisch-katholische Gespräch. Daß dabei die offenen kontroversen Fragen deutlich benannt werden, kann man nur begrüßen. Der oft zu hörenden, aber oberflächlichen Meinung, theologisch sei im Grund alles längst geklärt, wird damit auch von evangelischer Seite deutlich widersprochen. Zu bedauern ist freilich, daß auch diese Stellungnahme nur sagt, wie es nach ihrer Meinung nicht geht, aber keinen Versuch unternimmt, um wenigstens andeutungsweise zu sagen, wie es ökumenisch positiv und konstruktiv weitergehen kann. Um eine Rückkehr zur alten Kontroverstheologie kann es ja wohl nicht gehen. Doch leider werden die vielen nationalen (sowohl deutschen wie US-amerikanischen) wie internationalen Dialogpapiere, an denen ja jeweils ebenfalls namhafte Theologen mitgewirkt haben, auch in dieser Stellungnahme übergangen.

Würde das Lehramt der katholischen Kirche mit „abweichenden“ theologischen Meinungen in ähnlich kritischer Tonlage umgehen, wie es hier der Fall ist, wäre ihm ein Aufschrei in der öffentlichen Meinung sicher.

Die Frage der Ämter

Sechstens: Der entscheidende Punkt, an dem sich die gegenwärtige ökumenische Theologie abarbeiten muß, ist die Frage des Amtes und der Ämter in der Kirche. Auch hier darf man es sich nicht zu einfach machen und nur Gegensätze aufbauen. Weder hat die protestantische Kirche nur das allgemeine Priestertum, sie hat vielmehr durchaus Ämter, die in der Praxis gar nicht so verschieden von den katholischen „funktionieren“, noch ist die katholische Kirche nur „Amtskirche“; auch sie kennt das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen, und nicht wenige evangelische Pastoren beneiden ihre katholischen Kollegen um die vielen ehrenamtlichen Laiendienste, ohne die in vielen Gemeinden überhaupt nichts „laufen“ würde. Auch in der praktischen Verhältnisbestimmung von Amt und Gemeinde haben beide ähnliche Probleme. Die Kritik vieler katholischer Christen am Bischoflichen Ordinariat unterscheidet sich nur in Nuancen von dem der evangelischen Christen am Oberkirchenrat.

Die genauere theologische Verhältnisbestimmung ist dagegen ein bisher nicht gelöstes Problem. Man macht es sich freilich zu einfach, wenn man nur auf die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils verweist, das gemeinsame und das besondere Priestertum des Amtes unterscheide sich nicht nur dem Grad, sondern dem Wesen nach (vgl. LG 10). Im lateinischen Konzilstext findet sich dieser Satz gar nicht; er findet sich dort nur als eingeschobener Nebensatz, bei dem der Hauptsatz das Gemeinsame aussagt, welches das gemeinsame und das besondere Priestertum umgreift. Leider sind gute Lateinkenntnisse inzwischen nicht mehr sehr verbreitet. So ist es den deutschen Übersetzern nicht gelungen, den komplizierten und verschachtelten lateinischen Satz angemessen ins Deutsche zu übersetzen: Die Übersetzer haben aus dem, was im Lateinischen ein Haupt- und ein Nebensatz ist, zwei Hauptsätze gemacht und dazuhin den ursprünglichen Nebensatz zum ersten Hauptsatz und damit zur Hauptsache gemacht.

Dazu kommt, daß die scholastische Ausdrucksweise dieses komplizierten Satzes heute vielen nicht mehr verständlich ist: Sie meinen, die Behauptung des Wesensunterschieds besage, daß das besondere Priestertum eine ontologische Steigerung des gemeinsamen Priestertums sei. Das wäre in der Tat eine schwer nachvollziehbare Behauptung. Denn wer möchte behaupten, daß Priester und Bischöfe immer bessere und heiligmäßiger Christen sind als die Laien? Der Konzilstext will genau dies ausschließen; er will sagen, das besondere Priestertum sei insofern wesensverschieden, als es auf einer ganz anderen „Ebene“ liege; es liegt nicht auf der Ebene des Christseins, sondern des Dienstes am Christsein der anderen. Die Ämter in der Kirche sind dazu da, die Heiligen (d.i. die Gläubigen) zu ihrem Dienst zuzurüsten (Eph 4, 12).

Daß dies alles in einer so verschachtelten und schwer verständlichen Weise ausgedrückt werden mußte, zeigt, daß hier für die katholische Theologie ein noch nicht

voll gelöstes Problem vorliegt. Das Konzil macht eine wichtige und wesentliche Aussage, enthält aber zugleich eine Problemanzeige.

Ich wage freilich zu fragen, ob auf evangelischer Seite alles klar ist. Ich habe nicht den Eindruck. Denn mit dem bloßen Verweis auf Artikel 7 des Augsburger Bekenntnisses ist es nicht getan. Dort wird zwar gesagt, daß Kirche überall dort ist, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente evangeliumsgemäß gespendet werden. Vom Amt ist in diesem Zusammenhang also nicht die Rede. Das heißt aber nicht, daß das Amt für das Augsburger Bekenntnis eine theologische „Quantité négligeable“ wäre. Denn bereits im fünften Artikel heißt es, das Amt, welches das Evangelium verkündet und die Sakramente darreicht, sei „eingesetzt“. Es ist also nicht nur eine menschliche Organisationsform, und es ist auch in seiner Gestalt nicht eine freie Verfügungsmasse. Nach Art. 14 muß man dazu durch die Ordination „rechtmäßig berufen“ sein. In Art. 28 ist außerdem von der „Bischofen Gewalt“ die Rede. Die Interpretation und die praktische Verwirklichung dieser Aussagen sind in den lutherischen Kirchen teilweise kontrovers. Das heißt: Wir haben beide ein Problem, über das wir gemeinsam nachdenken müssen. Dadurch könnten wir uns vermutlich und hoffentlich näher kommen.

Das eigentliche Problem liegt meines Erachtens jedoch gar nicht an dieser Stelle. Das Problem besteht vielmehr darin, daß das evangelische Kirchenverständnis seinen Schwerpunkt und sein Gravitationszentrum in der konkreten Gemeinde hat; Kirche wird als Gemeinde, näherhin als Gottesdienstgemeinde bestimmt; Kirche ist nach dem Augsburger Bekenntnis überall dort gegenwärtig, wo Gotteswort „rein“ verkündet und die Sakramente evangeliumsgemäß gespendet werden (Art. 7). Die einzelnen Gemeinden stehen miteinander im Austausch, aber der übergemeindliche Aspekt ist eher sekundär; erst recht ist der universalkirchliche Aspekt zwar vorhanden, aber theologisch unterbelichtet. Der Lutherische Weltbund ist ein Bund von Kirchen, aber nicht selbst Kirche; nach seinem eigenen Selbstverständnis befindet er sich erst auf dem Weg vom Kirchenbund zur Kirchengemeinschaft.

Erst in diesem größeren Zusammenhang wird verständlich, daß die evangelische Theologie keine allgemein anerkannte Theologie des Bischofsamtes und schon gar keine Theologie eines universalkirchlichen Amtes kennt, wie wir es im Petrusdienst des Bischofs von Rom verwirklicht sehen. Pastoren- und Bischofsamt sind nach der vorherrschenden evangelischen Meinung theologisch identisch und nur funktional unterschieden; das Bischofsamt ist nach diesem Verständnis Pastorenamt in kirchenleitender Funktion. Das Papstamt ist nach einem berühmten Zusatz von Melanchthon zu den Schmalkaldischen Artikeln unter bestimmten Bedingungen nach „menschlichem Recht“ (iure humano) um des Friedens willen möglich (also nicht notwendig), unterliegt aber grundsätzlich der Kritik, was den Unfehlbarkeitsanspruch ausschließt.

Heute besteht zwar ein neues Klima der Offenheit; ökumenisch aufgeschlossene evangelische Theologen halten einen universalkirchlichen Petrusdienst als mensch-

liche Einrichtung (*iure humano*) für denkbar, teilweise sogar für wünschenswert. Aber auch wenn der Petrusdienst nach ihren Vorstellungen theologisch neu interpretiert und praktisch neu strukturiert würde, ist für sie nur eine „Communio“ mit Petrus, aber nicht eine Communio unter Petrus denkbar. Als Katholiken sind wir überzeugt, daß der Petrusdienst ein wesentliches Geschenk des Herrn an die Kirche ist. Er ist für uns „iure divino“, d.h. für die Kirche konstitutiv. Er dient der Einheit der Kirche und zugleich der Freiheit der Kirche vom Staat und von der jeweiligen Gesellschaft. Was seine konkrete Gestalt und die ausgewogene Verhältnisbestimmung von Universalkirche und Ortskirche betrifft, so gibt es dafür einen breiten Spielraum. Der Papst selbst hat in der Ökumene-Enzyklika *Ut unum sint* die Frage nach der künftigen Ausübung des Petrusdienstes gestellt und zu einem ökumenisch brüderlichen Dialog darüber eingeladen. Darüber ist es inzwischen zu einem breiten Dialog gekommen; er hat zu manchen Konvergenzen, aber noch längst nicht zu einem Konsens geführt.

So ist offenkundig, daß sich in diesen Fragen bei allen Annäherungen im Klima und in einzelnen Schritten noch schwierige Fragen auftun, welche nach menschlichem Ermessen nicht heute und morgen zu lösen sind. Bei diesen Fragen handelt es sich nicht nur um theologische Spitzfindigkeiten, sondern um Fragen, welche das konkrete Leben der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen betreffen. Denn mit der Amtsfrage hängt sowohl die Frage des Lehramts wie die der Eucharistie eng zusammen. Mit der Amtsfrage stellt sich nämlich die Frage der verbindlichen Auslegung des Wortes Gottes und die Frage der Eucharistiegemeinschaft, die Zeichen und Mittel, Mitte und Höhepunkt der Kirchengemeinschaft ist. Mit der Frage des Amtes stehen also die zentralen Lebensvollzüge der Kirche, die rechte Evangeliumsverkündigung und die gemeinsame Feier der Eucharistie, mit zur Diskussion.

Auf die Frage der Heiligenverehrung, vor allem der Marienverehrung, kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden. Auch dazu gibt es außer *Communio Sanctorum* wichtige weiterführende ökumenische Dokumente, die man nicht einfach übergehen sollte. Hier sei nur auf die Veröffentlichung der Gruppe von Dombes hingewiesen: „Maria in Gottes Heilsplan und die Gemeinschaft der Heiligen“ (deutsch: Frankfurt 1999).

Ökumene des Lebens

Siebtens: Die sich wandelnde ökumenische Situation kann man zusammenfassend dadurch kennzeichnen, daß zu der Ökumene in der Wahrheit und in der Liebe verstärkt die Ökumene des Lebens kommt. Wir müssen den inzwischen Gott sei Dank erreichten Grad der Gemeinsamkeit leben und mit Leben erfüllen. Die Kirchen haben sich ja nicht nur auseinanderdiskutiert, sondern auch über Jahrhunderte auseinandergelebt; sie müssen sich wieder zusammenleben. Die kritischen Erscheinun-

gen der letzten Zeit machen deutlich, daß noch weit mehr gegenseitige Vorbehalte, Mißverständnisse und Unterschiede vorhanden sind, als in der ersten mehr enthusiastischen Phase unmittelbar nach dem Konzil angenommen wurde. Die bisherigen ökumenischen Ergebnisse sind noch lange nicht allgemein rezipiert und ins Leben und Bewußtsein der Kirchen eingegangen. Im Gegenteil, sie sind weithin unbekannt geblieben. Es ist deshalb noch viel ökumenische Bildungsarbeit zu leisten. Die Tatsache, daß viele Christen sich für die konfessionellen Unterscheidungslehren nicht mehr interessieren, ist kein Gegenargument. Denn Unkenntnis und Indifferentismus können nicht Maßstab kirchlichen Handelns sein.

In einer Ökumene des Lebens könnten wir schon heute viel mehr gemeinsam tun, als dies im allgemeinen geschieht: gemeinsames Lesen der Heiligen Schrift, gegenseitiges Kennenlernen, Austausch geistlicher Erfahrung, Zusammenwirken im Bereich des karitativen und sozialen Einsatzes, in der Entwicklungshilfe, beim Schutz des Lebens, der Umwelt, in der Öffentlichkeitsarbeit, in der Theologie usw. Hier sind nicht nur Bischöfe und Theologen, sondern alle Christen gefragt; hier sind alle auf je ihre Weise Experten.

Grundlegend ist zumal in der gegenwärtigen kritischen Situation die geistliche Ökumene. Wir müssen zwar alles uns Mögliche für den ökumenischen Fortschritt tun, aber wir können die Einheit der Kirche nicht „machen“. Sie ist ein Geschenk des Heiligen Geistes und nur als ein erneuertes Pfingsten möglich. Darum können wir letztlich nur beten. Nicht ökumenischer Aktionismus ist angesagt, sondern ökumenische Spiritualität.

Ich schließe mit einer Erfahrung aus vielen ökumenischen Gesprächen und Begegnungen. Immer dann, wenn wir nur theologisch diskutieren, ist jeder gescheit genug, Einwände auf das zu finden, was der andere gesagt hat. Solche ökumenischen Gespräche sind ein eschatologisches Phänomen, man kann sie fortführen bis zum Jüngsten Tag. Wenn es dagegen gelingt, zu einer Ökumene des Lebens und zu einer geistlichen Ökumene vorzustoßen, wenn es gelingt, Freundschaften aufzubauen, miteinander zu beten und in einen geistlichen Austausch zu kommen, dann ändert sich das Klima, dann werden gegenseitiges Verständnis und Einverständnis möglich. Dann freut man sich aneinander. Dann ist Ökumene plötzlich nicht mehr nur ein mühsames Geschäft, das viel Geduld abverlangt. Eine solche sich *wandelnde* Ökumene macht nicht verdrossen; sie schenkt Freude, Hoffnung und Zuversicht. Sie wird als Werk des Heiligen Geistes erfahren, der immer wieder neu für Überraschungen gut ist. Auf diese Art Ökumene möchte ich bauen; auf sie kann man vertrauen.